Im Gespräch mit Till Brönner

„Als Fotograf bin ich der Bittsteller“

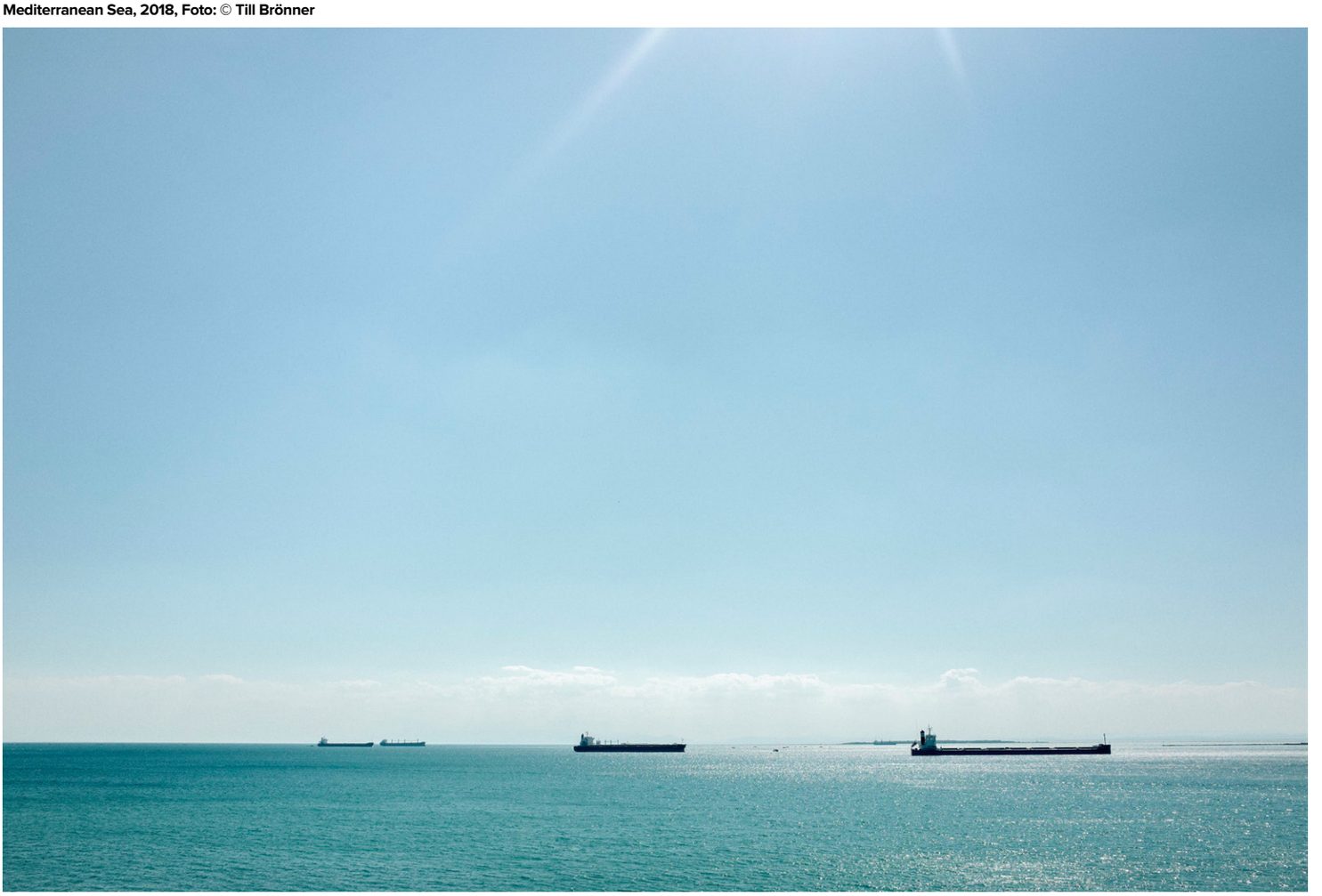
Till Brönner (Jahrgang 1971) ist nicht nur einer der bekanntesten Trompeter und Jazz-Musiker Deutschlands, sondern auch ein erfolgreicher Porträt- und Landschaftsfotograf. Seine Arbeit „Identity – Landscape Europe“ wird aktuell im Ludwig Múzeum in Budapest gezeigt.

Foto: © Till Brönner

Damian Zimmermann: Auf Website des Museums steht, du seist ein „überzeugter Europäer deutscher Abstammung“. Was bedeutet dir Europa?
Till Brönner: Genau diese Frage stelle ich gerade jedem Protagonisten, den ich für meine Arbeit irgendwo in Europa fotografiere. Interessant ist, dass da immer eine andere und meist völlig unerwartete Antwort kommt. Das ist auch völlig anders als ich damals im Ruhrgebiet fotografiert und gefragt habe, was das Ruhrgebiet für sie bedeute. Da war die Antwort immer: „Ich liebe das Ruhrgebiet.“ Die Frage nach Europa wird nicht ansatzweise so emotional beantwortet. Im Gegenteil: Die meisten sind eher zögerlich und nachdenklich bei der Frage. Ich persönlich finde, dass Europa als Kontinent, als Idee und als Ort großer kultureller und politischer Traditionen immer noch sehr unterschätzt wird. Und je weiter man sich von Europa entfernt, desto mehr merkt man, dass man eben nicht Amerikaner oder Asiate, sondern Europäer ist. Ich halte Europa für die Kultur und für die Kunst, die sich über Jahrhunderte entwickelt hat, für einen der spannendsten und wichtigen Orte und finde nicht, dass man es in ökonomischem und geopolitischem Sinn zum alten Eisen zählen sollte. Ein Teil der Ausstellung „Identity – Landscape Europe“ ist vor allem auch, dass man die kulturelle Landschaft Europas ablichtet und das mache ich mit Porträts von Künstlen, die mir begegnet sind und die Europa weiterhin für einen sehr wichtigen Ort halten.

Für die meisten Menschen ist Kultur ein zu abstrakter Begriff und kaum zu greifen während Wirtschaft konkret gemessen werden kann.
Absolut. Das macht es auch einfacher, die Kultur einfach abzustellen. In guten Zeiten ist Kultur selbstverständlich, in schlechten Zeiten ist sie aber

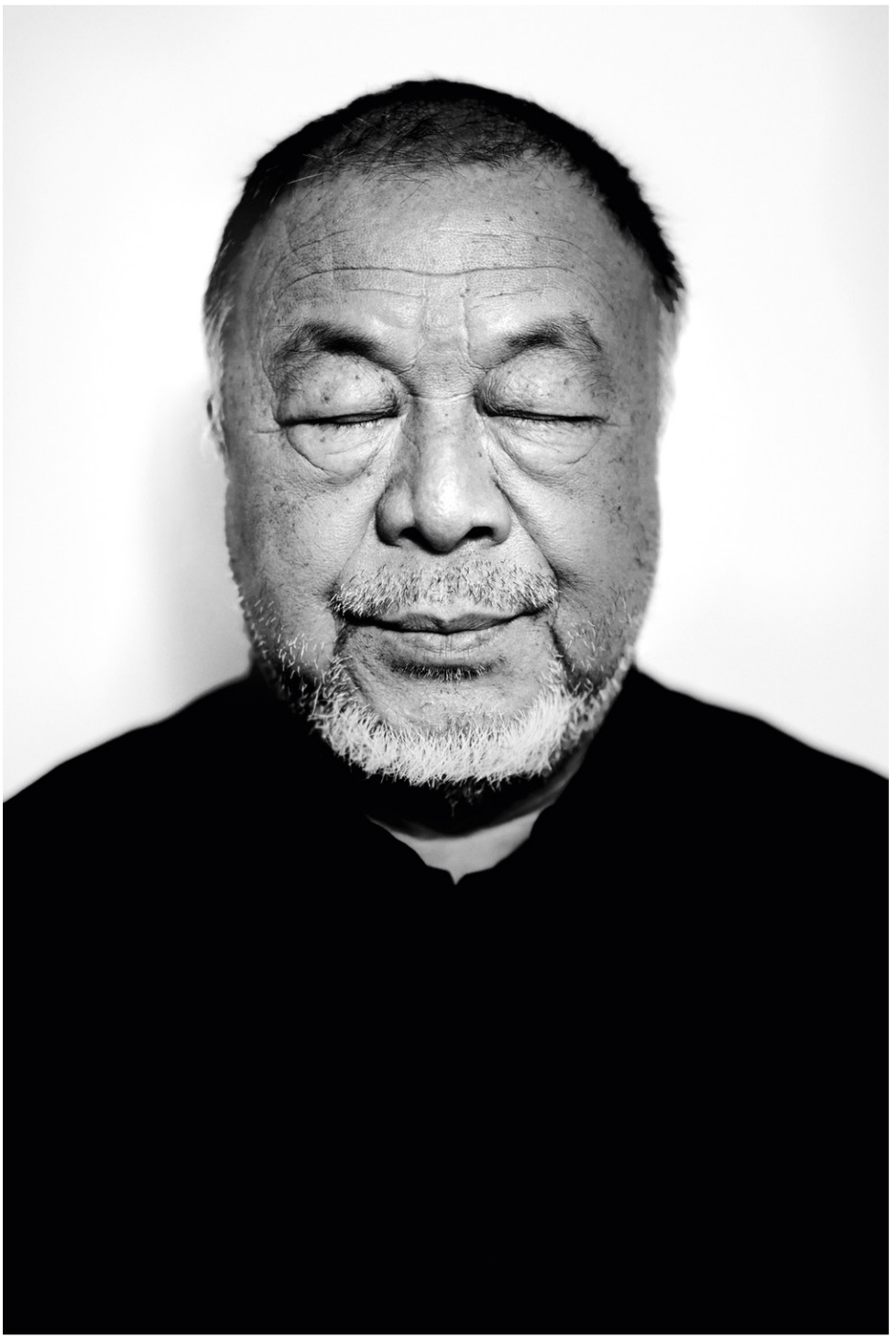
Mediterranean Sea, 2018, Foto: © Till Brönner



nicht systemrelevant – wie wir alle während Corona erfahren durften – und in Zeiten der Wiederannäherung – das prophezeie ich – wird sie als unverzichtbarer Brückenbauer willkommen geheißen. Abgesehen davon ist die Kultur, wenn sie professionell betrieben wird, auch eine erhebliche Einnahmequelle für den Staat. Gemessen an den Beschäftigtenzahlen liegt die Kultur noch deutlich vor der Autoindustrie und damit auf Platz zwei in Deutschland. Und es gehen viel mehr Leute in Konzerthäuser und ins Theater als ins Fußballstadion.

Während der Corona-Krise hast du das fast siebenminütige Video „Zur Lage." veröffentlicht, in dem du die damalige Politik der Regierung und die Einteilung in systemrelevante und systemirrelevante Berufe scharf kritisierst.
Für meine Verhältnisse war es ungewöhnlich, dass ich mich verbal zum Zustand in Deutschland äußere, aber die Situation war einfach dramatisch. Nach dem Post hat sich mein Smartphone in eine Art Ventilator verwandelt, weil das Video zehntausendfach geklickt und kommentiert wurde. Das hat offensichtlich den Nerv vieler getroffen, die nicht fassen konnten, dass die gesamte Kulturbranche auch aus Ermangelung einer gewerkschaftlichen Organisation lahmgelegt wurde.

Für deine aktuelle Ausstellung hast du sehr heterogene Menschen und Orte fotografiert. Da gibt es das Stahlwerk von Thyssen Krupp und eine Gruppe von jungen Boxern in Duisburg, zwei Containerschiffe auf dem Mittelmeer, geflüchtete Ukrainer in einem Ankunftszentrum in Berlin, eine Schäferin aus der Toskana, aber eben auch zahlreiche Künstler wie Anselm Kiefer, Olafur Eliasson und die Cellisten der Berliner Philharmoniker und – das fand ich sehr lustig – einen Trompeter aus einem Fußballstadion. Wie kommt das alles zusammen?
Der Ursprung der Arbeit liegt in meinem Ruhrgebietsprojekt „Melting Pott". Die Ausstellung im Museum Küppersmühle für Moderne Kunst war eine der erfolgreichsten Ausstellungen über das Ruhrgebiet im Ruhrgebiet. Das war unerwartet. Und als wir uns die Frage gestellt haben, was denn nun als Nächstes kommen würde, erschien es mir und den anderen Beteiligten der Ausstellung nur logisch, dass die Antwort nur Europa lauten konnte. Denn letztlich hat man über viele Generationen hinweg durch die vielen Einwanderer und Arbeiter Europa ins Ruhrgebiet geholt. Also habe ich weiter fotografiert als ich in Europa unterwegs war. Das waren zum Teil Menschen, denen ich als Künstler sehr gut erklären kann, warum mich das interessiert. Bei manchen ist das sehr naheliegend wie zum Beispiel beim Dirigenten Christoph von Dohnányi, der mir als Musiker inhaltlich schon sehr nahe ist, der aber durch seine eigene deutsch-ungarische Familiengeschichte eine deutliche europäische Komponente hat. Aber auch der Ausstellungsort in Budapest hat eine politische Komponente, denn Ungarn ist das vielleicht europakritischste Land und hat während der Ausstellung auch den Vorsitz in der EU. Und in der Ausstellung sind auch Porträts von Viktor Orbán und Olaf Scholz zu sehen. Damit sind wir im Zentrum der Frage, warum wir uns auch in Zukunft mit Europa befassen müssen. Und diese deutliche Heterogenität der Ausstellung, die du angesprochen hast, ist ein Ausdruck dieser kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Vielfalt.



Ai WeiWei, 2024, Foto: © Till Brönner

Ist dein Europa-Projekt damit abgeschlossen?
Nein, das geht weiter. Aktuell planen wir Ausstellungen in Paris und London und bis dahin werden auch weitere Bilder hinzukommen. Das ist ja keine Retrospektive einer 45-jährigen Arbeit, sondern ein Prozess und jede Ausstellung ist eine Momentaufnahme. In der Ausstellung in Budapest wird sicher der ungarische und der deutsche Blick etwas stärker im Fokus sein, aber die Ausstellung in Paris wird dann wiederum auch den französischen Blick mehr berücksichtigen. Das mag ich, besonders auch als Musiker, denn jedes Konzert ist anders, und für mich ist das beste Kunstwerk das, was in Bewegung bleibt.

Cellists Berlin Philharmonics, 2014, Foto: © Till Brönner

> *»Auf der Bühne kann ich die Performance und eine gewisse Form der Extrovertiertheit pflegen, während ich mich mit der Kamera genau dem Gegenteil verpflichte«*
>
> *Till Brönner*

Auf die Frage, wo du die Gemeinsamkeiten zwischen Jazz und Fotografie siehst, hast du bereits mehrfach geantwortet, dass es die Improvisation sei. Mich würde aber eher der Unterschied zwischen Musik und Fotografie interessieren. Musik ist sehr flüchtig und Fotografie versucht gerade das Flüchtige festzuhalten. Ist es das, was dich an der Fotografie reizt?
Ich hätte das nicht besser ausdrücken können. Das Flüchtige der Musik auf der Bühne ist nicht wiederholbar und muss auf den Punkt passieren. Dafür muss ich physisch wie psychisch in Bestform sein und das kann ich dann auch nicht wiederholen. Now or never. In der Fotografie spielt der Faktor „Now or never" auch eine ganz wichtige Rolle, aber mit dem Unterschied, dass ich anschließend entscheiden und beeinflussen kann, was ich davon zeige und was öffentlich wird. Auf der Bühne kann ich die Performance und eine gewisse Form der Extrovertiertheit pflegen, während ich mich mit der Kamera genau dem Gegenteil verpflichte. Durch die Fotografie rutsche ich komplett in die beobachtende Bittsteller-Rolle hinein, um am Ende mit einem sehr lauten Bild aufzuwarten, das aber in einem eher ruhigen Moment entstanden ist. Das ist eine Ergänzung zur Musik, die ich sehr spannend finde.

Du schreibst auf deiner Website, dass du erst durch die Beschäftigung mit dem Jazz- und Modefotografen William Claxton auf die Fotografie aufmerksam geworden bist, weil du die Filmmusik zu der Dokumentation „Jazz Seen" über ihn geschrieben hast. War das wirklich dein erster, wichtigster Kontakt zur Fotografie?
Mein wichtigster Kontakt war das sicher nicht, sonst hätte mich Jazz als Musik und die damit verbundene Attitüde, die von der Bilderwelt nicht zu trennen ist, damals nicht so fasziniert: Als Kind und Jugendlicher hat mich am Jazzmusiker der optische Aspekt mindestens genauso in seinen Bann gezogen wie der klangliche und inhaltliche. Dass die Trompeter im Orchester von Paul Whiteman damals weiße Anzüge trugen hat mir genauso imponiert wie Louis Armstrong mit seinem weißen Taschentuch. Und das wurde über Fotografien transportiert. Ganz persönlich war aber ein Fotoshooting für mich wichtig, bei dem mich Jim Rakete vor einer Rotbuche in Hamburg fotografiert hat. Innerhalb weniger Augenblicke machte er einen Haufen Fotos, die danach deutschlandweit abgedruckt wurden. Meine damalige Managerin hatte die Idee dazu, denn sie meinte, ich müsste mal von jemanden fotografiert werden, der mich aussehen lässt wie ein Mann und nicht wie ein Milchbubi, der ich noch war. Und da merkte ich, dass Fotografie unheimlich viel mit der Persönlichkeit des Fotografen zu tun hat und nicht nur mit der des Fotografierten. Und Jim brachte mit seinem Rundumblick eine solche Power ans Set, die ihm diese besondere Handschrift verleiht, die seine Fotos bis heute haben. Danach kam dann der Claxton-Film, zu dem ich die Filmmusik geschrieben habe, und da wurde mir klar, dass er der imaginäre fünfte Musiker in einem Quartett war.

Du hast um 2009 herum angefangen zu fotografieren und die ersten Fotos zeigen Musikerkollegen, später auch andere Berühmtheiten und eigentlich sind erst später „normale" Leute dazu gekommen. Hast du mit den Musikerporträts angefangen, weil du zu ihnen einen einfachen Zugang hast oder warum?
Ich habe sicherlich einen vergleichsweise einfachen Zugang zur Musikwelt und habe aus dieser Gelegenheit Kapital geschöpft. Wäre ich Politiker und würde ich fotografieren, würde man wahrscheinlich eher den politischen Betrieb fotografieren. Ich glaube, dass das größte Gut eines Fotografen sein Zugang ist – unabhängig davon, welcher das ist. Robert Lebeck hat gesagt: „Setz dich nie in den Pressebus, denn da wirst du nur dahin gebracht, wo man dich haben will." Das ist aber nicht das, was Fotografie ausmacht. Und nach meinem musikalischen Zugang kamen andere Zugänge, wobei ich auch gelernt habe, mit Absagen klarzukommen und von denen gibt es reichlich. Und das hat mich mitunter länger knabbern lassen als eine musikalische Absage. Aber das ist in Ordnung und wer zum Tanzen auffordert muss damit rechnen, einen Korb zu bekommen. (lacht)

Macht es einen Unterschied, ob man einen bekannten Menschen fotografiert oder einen unbekannten?
Auf jeden Fall, wobei es keinesfalls leichter ist „Normalos" zu fotografieren. Im Gegenteil: Es ist viel einfacher, eine offizielle Anfrage an ein Büro zu stellen und um ein Porträt zu bitten, denn da gibt es entweder ein Nein oder auch ein „California No", indem einfach gar keine Antwort kommt. Oder es gibt eine Zusage, an die sich dann die Terminfindung anschließt. Und wenn man sich trifft, ist vollkommen klar, wofür man sich trifft. In der normalen Welt ist Fotografieren – und dazu noch das Fotografieren aus dem Nichts heraus – sehr viel schwieriger geworden. Die Bücher von Thomas Hoepker sind heute kaum noch möglich, weil du in der Zeit der Bilderflut jemanden potentiell auch immer die Persönlichkeitsrechte stiehlst – zumindest wird man als Fotograf so wahrgenommen und entsprechend skeptisch angeschaut. Das bedeutet, dass man heute entweder viel heimlicher fotografieren muss oder dass man viel mutiger auftreten muss, um Menschen zu erklären, warum du sie fotografieren willst, obwohl du sie gar nicht kennst. Und es ist manchmal viel unangenehmer auf eine Bäckermeisterin zuzugehen und zu fragen „Darf ich Sie fotografieren?" als sich mit einer gewissen Prominenz an ein Büro zu wenden. So oder so braucht man für beides die Vorbereitung und die Personality, die Nerven nicht zu verlieren, wenn es zum Foto kommt.

Die Ausstellung „Identity – Landscape Europe" ist bis zum 25. August im Ludwig Múzeum in Budapest zu sehen. ludwigmuseum.hu / tillbroenner-photography.com